

# Doppelpass sorgt immer häufiger für Probleme

Gleichzeitig Bürger zweier Staaten zu sein, ist eine gut gemeinte Idee. Aber sie birgt enormes Konfliktpotenzial



Paul Widmer

Angela Merkel hat auch genug. Eine Abstimmung über die Wiedereinführung der Todesstrafe in Deutschland? Nein, das darf es nicht geben. Und doch, das Szenario ist nicht abwegig. Präsident Erdogan könnte schon bald eine solche Abstimmung in der Türkei anordnen. Dann dürften auch über eine halbe Million deutsch-türkische Doppelbürger mitentscheiden. Es sind dieselben Deutschen, die vor kurzem deutlich der Errichtung einer autoritären Präsidentschaft in ihrem Ursprungsland zustimmten - vom Boden des demokratischsten Deutschland aus, das es je gegeben hat.

Zeit für ein paar grundsätzliche Überlegungen zur doppelten Staatsbürgerschaft. Nehmen wir das Hauptargument vorweg: Die doppelte Staatsbürgerschaft ist ungerichtet. Sie verstösst gegen die Rechtsgleichheit, namentlich die Wahlgleichheit. Doppelbürger haben so, wie das Wahlrecht meistens gehandhabt wird, zwei Stimmen und somit eine mehr als der Normalbürger. Sie können

in ihrem Ursprungsland und in ihrem Residenzland an Abstimmungen teilnehmen. Das Prinzip «One man, one vote», diese grossartige, über Jahrhunderte erkämpfte Errungenschaft, bleibt auf der Strecke.

Zugegeben, jungen Menschen, die sich aufgrund ihrer Herkunft zwei Staaten zugehörig fühlen, fordert man einen schwierigen Entscheid ab. Aber dazu gibt es dreierlei zu sagen: Erstens kann man Übergangslösungen finden, etwa mit einer langen Bedenkfrist. Zweitens enthält eine Staatsbürgerschaft nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Werden diese eingefordert, sind aus einsichtigen Gründen nur die wenigsten bereit, sie zu erfüllen. Nicht umsonst stehen derzeit Doppelbürger Schlange vor den US-Konsulaten. Sie wollen ihren amerikanischen Pass loswerden, um nicht auch noch in den USA Steuern bezahlen zu müssen. Drittens kann man sich mit einem Herkunftsland auch ohne Pass verbunden fühlen. Welcher Auslandschinese hegte nicht grosse Sympathien für China, chinesischen Pass hin oder her?

Die doppelte Staatsbürgerschaft verschärft auch zahlreiche internationale Konflikte, etwa in Südosteuropa, in der Moldau, Rumänien oder in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien. Die meisten Länder tun sich schwer mit verschiedenen Ethnien und Minderheiten. Und mit der doppelten Staatsbürgerschaft streuen sogenannte Mutternationen Salz in die Wunden. Als konkretes Beispiel nehmen wir Bosnien

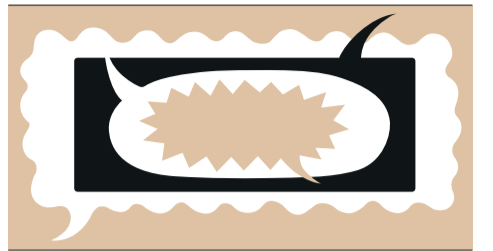


Das Prinzip «One man, one vote», diese grossartige, über Jahrhunderte erkämpfte Errungenschaft, bleibt auf der Strecke.

und Herzegowina. Dieser Staat besteht aus drei konstituierenden Völkern: den Bosniaken (Muslimen), den Serben und den Kroaten. Doch in mehr als zwanzig Jahren hat sich kein richtiges Staatsbewusstsein gebildet. Von den drei Völkern orientiert sich jedes an einer andern Nation. Die rund 600000 bosnischen Kroaten besitzen praktisch alle auch einen kroatischen Pass. Die Serben richten ihren Blick mehr nach Belgrad als nach Sarajevo. Und die Bosniaken dürfen stets auf Erdogan als ihren selbsternannten, in osmanischer Tradition stehenden Schutzherrn zählen. Vielleicht bietet er ihnen eines Tages auch einen türkischen Pass an und macht die Kalamität noch grösser, als sie es ohnehin schon ist.

Diese Probleme sind nicht neu. Die angesehene Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin hat vor Jahren schon auf das Konfliktpotenzial mit der doppelten Staatsbürgerschaft hingewiesen. Die EU jedoch wollte davon nichts wissen. Man glaubte, die Zeit werde alles schon richten. Dem ist jedoch nicht so. Von einem derart fundamentalen Prinzip wie «One man, one vote» rückt man nicht ungestraft ab. Erdogans Machtrausch enthüllt wie in einem Wetterleuchten den Abgrund einer jahrzehntelangen Fehlentwicklung. Höchste Zeit also, die Konsequenzen zu ziehen.

Paul Widmer ist alt Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



## Showdown

Francesco Benini

Die Schweiz, man muss es sagen, hat die beste Bahn der Welt. Besonders schnell ist sie zwar nicht - in anderen Ländern ist eine Geschwindigkeit von 300 Kilometern pro Stunde Standard, bei uns schaukeln die Züge halb so schnell durch die Gegend. Dafür kosten die Billetts mehr als irgendwo sonst; wer unerwartet nach Genf und zurück reisen muss, lässt in einer Pfandleihe gerne seine Uhr zurück. Angenehm ist es dafür, in einem Zugsabteil der SBB Platz zu nehmen. Voraussetzung, die Lüftung funktioniert, was diese Woche zwischen Zürich und Bern nicht der Fall war. Warum soll es der Lüftung anders ergehen als den Stellwerken und Fahrleitungen? Sie neigen zur Disruption. Manchmal funktionieren sie zwar einwandfrei, was erfreulich wäre, wenn es keinen Schienenbruch gäbe und der Bahnhof für den Rest des Tages nicht sowieso geschlossen werden müsste. Auf alle Fälle funktioniert im Intercity nach Bern die Lüftung nicht, was die Temperatur im Fahrgastraum erheblich erhöhte. Ein wenig schwitzen hat noch niemandem geschadet, wobei man anmerken muss, dass es Leute gibt, welche die Existenz von Deodorants für ein Gericht halten. Eine solche Person sass auf dem Platz nebenan, und unwillkürlich kamen Erinnerungen an die grosse Gruppenunterkunft in der Zivilschutzanlage auf, in der einige der geschätzten Soldatenkameraden ihre getragenen Unterhosen herumliegen liessen. So fuhr der Zug also durch den Bahnhof Olten, und der Passagier gegenüber kramte einen Apfel aus seinem Rucksack. Zur olfaktorischen kam nun auch die akustische Belästigung: Es klang, als würde ein alter Gaul grosse Rüben zerkauen. Neue Daten zeigen, dass eine wachsende Zahl von Schweizern von der Bahn auf das Privatfahrzeug umsteigt. Seit der Fahrt nach Bern kann ich erahnen, wieso das so ist.

## Medienkritik

### Schwachsinn, live getickert



Michael Furger

Der Ticker war früher eine kleine, lärmige Maschine auf jeder Redaktion, die pausenlos Agenturmeldungen auf eine Papierrolle hämmerte. Gute und geprüfte Nachrichtentexte. *The real stuff*, sozusagen. Den Ticker gibt es nicht mehr. Heute gibt es den Live-Ticker auf Onlineportalen, und das ist das Gegenteil davon; ein Fliessband von hastig zusammengesuchten Schnipseln, die sich irgendwo im Netz zu einem Ereignis finden lassen, häufig ungeprüft hochgeladen. Der Live-Ticker ist das Trash-Gefäss des Online-Journalismus. Zwei Beispiele.

Der Bombenanschlag in einer Halle in Manchester: Kaum sind die ersten Informationen verfügbar, beginnen die Ticker zu laufen. Das Konzept an sich wäre gut: laufend neue Informationen in einem strukturierten Textgefäss zu haben. Doch zu sehen ist ein wilder Mix aus Agenturnachrichten, Twitter-Meldungen und Amateuraufnahmen. Ein Fest für Voyeure. Man sieht Menschen in Panik und verwackelte Bilder von rennenden Beinen. Eine Autokamera ausserhalb der Halle hat den Knall akustisch aufgezeichnet. Sofort ist die Aufnahme auf den Tickern. Ein Vier-Sekunden-Film zeigt,



Natürlich zeigt man die Bilder, die nicht für die Medien bestimmt waren. So viel Ignoranz muss man erst einmal haben.

wie ein Polizeiauto heranfährt. Hochinteressant. Daneben die Bilder von Todesopfern und leere Beileidsbekundungen auf Twitter mit haufenweise Emoticons. Natürlich fehlen auch Fotos des Täters nicht. Jeder Journalist weiss mittlerweile, wie idiotisch es ist, Attentätern mit Bildern nachträglich die Ehre zu erweisen. Die meisten seriösen Printmedien verzichten darauf. Im Ticker indes findet jede unscharfe Aufnahme ein Plätzchen. Ebenfalls beliebt sind Titel in Frageform. «Ist das der Komplize des Terroristen?», heisst es unter dem Bild eines Manns, der gerade abgeführt wird. Vielleicht ist er ein Komplize, vielleicht auch nicht, man kann den Verdacht ja einmal in die Welt setzen. Höhepunkt ist der Tickereintrag über die britische Regierung, die protestiert, dass forensische Aufnahmen vom Tatort in die Medien gelangten. Natürlich zeigt man die Bilder, die nicht für die Medien bestimmt waren. So viel Ignoranz muss man erst einmal haben.

Zweites Beispiel: der Gerichtsprozess gegen den Mörder Fabrice Anthamatten im Fall Adeline. Diesmal werden keine Internet-Schnipsel getickert, sondern besonders knallige Zitate aus der Verhandlung, die knalligsten («Ich masturbiere nicht mehr, während ich an die Vergewaltigungen denke») fett herausgehoben. Bisher hatte Gerichtsberichterstattung die Aufgabe, ein gesamtheitliches Bild von einer Tat und dem Prozess zu vermitteln, jetzt gibt es die besten Schocker pur, ohne die lästige Einordnung und Vertiefung. Journalismus muss man erst einmal haben.

## Grenzerfahrung

### Die Lega wird erwachsen



Barbara Hofmann

Er ist der Typ Mann, der bei Frauen den Retterinstinkt weckt. Blond und blauäugig, vor der Kamera scheu, fast etwas verkrampft, immer mit einem melancholischen Zug im Gesicht. Der knapp 56-jährige Tessiner Umwelt- und Verkehrsdirektor Claudio Zali gehört seit Beginn zur Lega dei Ticinesi. Aber er wirkt eher wie ein desillusionierter Einzelgänger, der dem gewöhnlichen politischen Lauf der Dinge keine populistische Strategie, sondern seine Persönlichkeit entgegensetzen will.

Zali kam auch schon mit dem Gesetz in Konflikt, jedoch eher aufgrund seiner Integrität und privaten Loyalität. Der ehemalige Strafrichterpräsident ist weder hemdsärmelig noch bauernschlau wie seine Parteikollegen. Er ist ein Moralist. Dem Ex-Richter geht es ums Detail und um die sogenannten kleinen Leute. Die Menschen setzen auf ihn. Hat jemand ein Problem, heisst es: «Dobbiamo scrivere a Zali», das müssen wir Zali schreiben.

Obschon er selbst ein Autofreak ist, unterstützt er Umweltanliegen und versucht so der Politik der Lega eine neue Richtung zu geben. Um die Tausenden von Grenzgängern im Südtessin dazu zu bringen, Fahrgemein-

schaften zu gründen, setzte er per Volksabstimmung durch, dass Verkehrsversucher wie Grossbetriebe und Shoppingcenter künftig gemäss einem schon seit 1994 im Gesetz verankerten Prinzip eine Parkplatzgebühr entrichten müssen, deren Erlös in den öffentlichen Verkehr fliesst. Und auch jetzt hat Zali mit der allgemeinen Sackgebühr letztlich nur einen Teil der Bundesgesetzgebung zum Umweltschutz in die kantonale Gesetzgebung überführt. Diesmal fiel ihm die eigene Partei mit einem Referendum in den Rücken. Doch die Lega verlor am letzten Wochenende.

Zali, der Gewinner, bleibt melancholisch. Aber die Lega hat jetzt ein Problem. Die Bewegung, die ursprünglich als Antwort auf das undurchdringliche Machtkartell in der Tessiner Politik entstanden ist und ihren Erfolg unter anderem dem systematischen Brechen von Gesetzen und Regeln verdankt, verkraftet die Abstimmungsschlappe nur schwer. Die Niederlage führt zu partei-internen Konflikten. Alt Nationalrat Attilio Bignasca, Bruder des verstorbenen Lega-Präsidenten Giuliano Bignasca und Miteigentümer an dessen Bauunternehmung, jammert öffentlich und kündigt an, auszuwandern. Irgendwohin, wo man einem Rentner weniger Steuern und Gebühren abknöpfe: Sardinien oder Monte Carlo oder so. Es scheint, als ob die Lega erwachsen werden müsse. Nur den Pubertierenden verzeiht man es, wenn sie ständig gesellschaftliche Regeln oder Realitäten ignorieren.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.